

Durch die Wand

Boxen Alexander Mengis träumte davon, als Profi reich und berühmt zu werden. Bei seinem fünften Kampf, im Mai 2013, ging er in Berlin schwer k. o. Heute ist er ein Pflegefall. Eine Reise in die Abgründe des Boxens. *Von Maik Großekathöfer*



Boxer Mengis um 2005: Er liebte seinen Körper und war unerbittlich mit sich selbst

Im Sport gibt es wohl keine schmutzige Art, Geld zu verdienen, als Boxen, denn Boxen ist ein skrupelloses und gefährliches Geschäft. Diese Geschichte erzählt vom schwersten Unfall eines Profiboxers in Deutschland seit 1968. Damals fiel Jupp Elze in Köln nach einem Knock-out in der 15. Runde ins Koma, acht Tage später war er tot.

Alexander Mengis lebt, aber er wird sein Leben, so wie er es kannte, nie zurückbekommen. Um seinen Fall zu rekonstruieren, kann man mit Leuten sprechen, die ihn kennen, und mit solchen, die bei dem Kampf dabei waren, der für ihn alles verändert hat: mit seinem Trainer, dem Gegner, dem Ringarzt. Es ist eine Spurensuche, bei der nur Verlierer vorkommen.

Vincenzo Paladino sitzt im Stuttgarter Heusteigviertel am Küchentisch, breites Kreuz, gepflegter Vollbart. Er ist Immobilienmakler, abends trainiert er Boxer, und Mengis war einer seiner Schüler: Paladino trug Pratzten, Mengis schlug hinein. Eine Zeit lang haben sie im selben Haus gewohnt. Paladino sagt: „Eine Tragödie. Ich meine, das, was Alexander passiert ist.“

Viel ist es nicht, was er anderthalb Jahre nach dem Kampf über das Schicksal seines ehemaligen Weggefährten weiß: Niederschlag, Notoperation, Koma. So knapp stand es auch in den Zeitungen. Paladino hat ein Blog ins Netz gestellt, weil er an Alexander Mengis erinnern will. Und weil er sich Hinweise erhofft. Wie geht es ihm? Wo steckt er?

Anscheinend wird Mengis im Raum Stuttgart betreut, genauer lässt sich das nicht sagen. Ein Moritz hat auf der Seite einen Kommentar hinterlassen, ein Mike.

„Ich hoffe, dass er sich wieder, so gut es eben geht, erholt!!!“

„Ich stöber regelmäßig im Web in der Hoffnung etwas neues/gutes zu lesen.“

Paladino ist einer von vier Freunden, die sich zuweilen treffen und überlegen, was sie tun können, um an Neuigkeiten zu gelangen. Sie haben versucht, die Eltern und die Schwestern von Mengis zu erreichen, aber über Facebook meldete sich niemand zurück, und wenn sie anrufen, wird sofort aufgelegt. Die Adresse haben sie nicht, weil die Familie umgezogen ist.

Manchmal verrutschen ihnen aus Verzweiflung die Maßstäbe. Eine ehemalige Nachbarin spielt mit dem Gedanken, sich in ein Reha-Zentrum zu schleichen, in dem sie Mengis vermutet.

Paladino sitzt am Küchentisch und fragt: „Wie konnte es nur so weit kommen?“

Alexander Mengis, geboren am 16. Juli 1981, boxte als Amateur für den SV Böblingen, als Paladino ihn kennenlernte. Sein Startausweis verzeichnet 18 Kämpfe, davon 11 Siege, ein Unentschieden, 6 Niederlagen. Keine eindrucksvolle Bilanz für einen Boxer, der Profi werden will, der

nach oben möchte, der davon träumt, dass man ihn bewundert.

Mengis brach sein Ingenieurstudium ab, und er tritt sich oft mit seinen Eltern, die aus Eritrea stammen und Wert darauf legen, dass es ihre Kinder später besser haben würden als sie. Er jobbte im Club M1 an der Bar, trainierte dreimal am Tag, manchmal auch nachts.

Wenn er morgens um sechs wieder aufstand, schlug er fünf, sechs Eier in ein Glas und trank sie. Wie Rocky Balboa im Film. Dann lief er zwei Stunden durch den Wald, im grauen Kapuzenpullover.

Weil Mengis ihn drängte, organisierte Paladino einen Termin bei einem Boxmanager aus Koblenz; eine Talentsichtung, die Chance auf eine Profilizenz. Mengis kämpfte, überzeugte aber nicht. Der Manager sagte: Geh wieder zur Uni, Junge. Mengis fuhr wütend nach Hause, und Paladino versuchte, ihn zur Vernunft zu bringen, er sagte: Du wirst in Deutschland kein Geld mit Boxen verdienen. Sätze waren das, die Mengis nicht hören wollte. Er wollte Rocky werden, sonst nichts.

Und dann war er plötzlich fort aus Stuttgart. Ohne irgendwem etwas zu sagen. Paladino hatte keine Ahnung, wohin Mengis verschwunden war.

Am 18. November 2011 erhielt Robert Rolle in Berlin eine E-Mail: „Ich heiße Alexander Mengis, lebe in Neukölln und bin momentan auf Trainersuche. Würde mich gern bei Ihnen vorstellen.“

Robert Rolle sagt: „So hat alles angefangen.“ Er sitzt im Wohnzimmer seiner Mut-

Wenn er morgens um sechs aufstand, schlug er fünf, sechs Eier in ein Glas und trank sie. Wie Rocky Balboa im Film.

ter Eva, die Deutschlands erste Boxpromoterin war. Weiße Lederstühle mit goldenen Beinen, Kunstrosen, Porzellanfiguren. Rolle war Profiboxer, jetzt ist er Trainer und Manager. Er trägt Jogginghose und T-Shirt und erinnert sich. „Das erste Sparring war nicht besonders gut, aber Alex hat sich in kurzer Zeit enorm verbessert.“

Mengis liebte seinen Körper und war unerbittlich mit sich selbst. Auf dem Laufband lief er 18 Stundenkilometer schnell. „Alex kannte keine halben Sachen“, sagt Rolle.

Die beiden freundeten sich an, Rolle besorgte ihm einen Job als Fahrer, sie gingen zusammen essen, guckten sich stundenlang Boxkämpfe auf Film an, und Mengis schob den Kinderwagen mit Rolles Sohn durch den Zoo. „Er liebte den Kleinen. Ich musste Alex förmlich von der Karre weg-treten“, sagt Rolle. „Alex hatte immer gute Laune. Er ist respektvoll.“

Er hatte, er ist: Wenn Rolle erzählt, fällt er von der Vergangenheit ins Präsens und wieder zurück.

Rolle arrangierte Kämpfe für Mengis, er wurde sein Matchmaker. „Ich hatte aber

keine finanziellen Interessen.“ Es ist ihm wichtig, darauf hinzuweisen.

In seinem ersten Profikampf, am 14. Juli 2012, besiegte Mengis einen Italiener, im zweiten einen Armenier, aber es war eng. Mengis hätte es ruhig angehen lassen, hätte aus der Deckung kommen sollen, stattdessen kämpfte er offen und kassierte in den ersten beiden Runden einen Konterschlag nach dem anderen.

Mengis wollte mit dem Kopf durch die Wand, sagt Robert Rolle. „Er war schrecklich ungeduldig. Alex hat immer Druck gemacht. Er wollte von Anfang an gegen richtig gute Leute boxen. Ich musste ihn bremsen. Ich habe oft gesagt: Bleib mal locker.“

Boxen ist Politik, man bildet eine Allianz, um zum richtigen Zeitpunkt auf den richtigen Gegner zu treffen. Am 18. November 2012, ein halbes Jahr vor dem Unfall, kämpfte Mengis um die Internationale Deutsche Meisterschaft der GBA, der German Boxing Association. Der Titel war gerade frei.

Mengis musste sich wenig Sorgen machen, er schlug Mazen Girke, einen Journeyman: Das ist ein Boxer, der von Kampf zu Kampf reist, um sich für kleines Geld verprügeln zu lassen. Girke hatte die letzten 20 Kämpfe verloren.

Als Mengis sechs Monate später seinen Titel gegen Stefan Worth verteidigen sollte, in seinem fünften Kampf als Profi, sagte Mengis: Die Steffi hat keine Chance.

Stefan Worth kämpfte als Amateur in der zweiten Bundesliga, vor fünf Jahren debütierte er als Profi, 15 Siege, ein Unentschieden, zwei Niederlagen. Er boxte schon

im Vorprogramm von Vitali Klitschko. Kein Journeyman, kein Fallobst.

Ein Boxer muss sich starkreden, Angst würde ihn lähmen. Es ist die Aufgabe des Trainers, ihn zu schützen. Rolle richtet sich im Sessel auf, er sagt: „Meine Devise hieß: Safety first! Aber dann hat Alex ständig die Scheißhände runtergenommen.“

Am 23. Mai 2013 boxte Alexander Mengis gegen Stefan Worth, die GBA verlangte für den Kampf eine Gebühr von 350 Euro.

Mengis und Worth kämpften im Hotel Moa, Stephanstraße, in Berlin-Moabit. Der Kampf sollte der Höhepunkt eines Dinner-Boxens sein; 360 geladene Gäste, die sich zwischendurch am Buffet bedienten. Bis zum Charité Campus Virchow-Klinikum sind es tausend Meter.

Der Ring stand in der Lobby des Hotels, er hatte einen weißen Boden und weiße Seile. Mengis lief zu dem Lied „Spirit Horse of the Cherokee“ ein. Robert Rolle sagt: „Angst und Zweifel waren Alex völlig unbekannt, für ihn war dieser Song passend.“

An der Treppe zum Ring saß der Ringarzt Ulfhard Manthei, Bürstenschnitt und



Mengis-K.o. am 23. Mai 2013 in Berlin: Rechte Gerade, linker Kopfhaken

randlose Brille. Manthei ist ein Allgemeinmediziner mit Praxis in Berlin-Schöneberg. Und zwischen den Boxern stand Mickey Vann, der Ringrichter; schwarze Hose, weißes Hemd, schwarze Fliege. Der Kampf war angesetzt auf zehn Runden.

Beide, Mengis und Worth, boxten in Linksauslage, den linken Fuß und die linke Hand hatten sie vorn. In der zweiten Runde ließ Mengis zum ersten Mal die Schlaghand fallen, die Rechte. Der Kopf war nun auf der rechten Seite ungeschützt, und aus der Ecke rief Rolle: „Hände oben lassen!“

Zu sehen und zu hören ist das auf zwei Videos, die zufällig aufgenommen wurden. Das Fernsehen überträgt solche Kämpfe nicht, dies war der Bodensatz des Boxens.

In Runde fünf rief Rolle: „Alex, Hände oben lassen! Lass die Hände hoch!“ Worths Trainer schrie: „Noch eine Rechte rein – ja!“ 15 Sekunden vor dem Gong: Ein rechter Haken, Mengis ging zu Boden, stand aber schnell wieder auf. Der Ringrichter zählte ihn an, eins ... zwei ... drei ... bis acht, dann gab er den Kampf frei.

In der siebten Runde bewegte sich Mengis nicht mehr flüssig, er schlug Luftlöcher. „Der wackelt!“, rief Worths Trainer.

Runde acht. Robert Rolle schrie: „Hände hoch, Alex!“ Mengis hielt die Hände oft nur noch auf Brusthöhe. Worth erwischte ihn mit einer Rechten am Kopf, und einen Augenblick später, nach zwei Minuten in dieser Runde, traf er ihn mit einer Kombination: rechte Gerade, linker Kopfhaken.

Alexander Mengis fiel um wie ein Baum, er prallte mit dem Hinterkopf auf den Boden, rutschte unter die Seile und blieb regungslos liegen. Sofort brachte Mickey Vann ihn in die stabile Seitenlage. Dann beugte sich der Ringarzt über Mengis.

Nach dem Knock-out schrie Worth vor Freude und kletterte auf die Ringseile, um sich feiern zu lassen. Er stieg wieder herunter, umarmte seinen Trainer, und erst dann registrierte er, dass Mengis noch auf dem Boden lag. Worth wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß aus dem Gesicht, küsste seine Freundin, guckte noch einmal zu Mengis. Und dachte: Krass, der

liegt ja immer noch da. Es war das letzte Mal, dass er ihn sah.

Als Mengis in stabiler Seitenlage im Ring lag, versuchte Ringarzt Ulfhard Manthei, ihm den Zahnschutz aus dem Mund zu nehmen. Er zerrte daran wie an einem Knochen, den ein Hund im Maul hält. Mengis atmete schwer. „Ruhig“, sagte Manthei. Er gab ihm einige Klapspe auf die Wange. „Guck mich an! Mach die Augen auf!“, rief er. Keine Reaktion. Die Mediziner in der Klinik werden später einen generalisierten tonisch-klonischen Anfall diagnostizieren. Einen schweren epileptischen Anfall.

Zwei Minuten nach dem Knock-out kamen zwei Sanitäter an den Ring und legten Mengis auf eine Trage. „Ab nach hinten“, sagte Manthei, „und einen NAW.“ Einen Notarztwagen. Jemand wählte die 112.

In den Regeln der GBA steht nichts von einem Notarzt, der während eines Kampfes anwesend sein muss. Auch kein Wort von einem Rettungswagen, der nötig ist, um einen Menschen zu versorgen, der in einem kritischen Zustand ist. Andere Verbände sind in der Beziehung strenger. Oder vernünftiger, ganz wie man will.

Den Kampf zwischen Mengis und Worth sicherte die Krankentransport Hinz GmbH ab. Sie stellte an dem Abend nur einen „konzessionierten Krankenkraftwagen“ be-



Trainer Rolle, Mutter Eva
„Ich musste ihn bremsen“

reit, das schreibt der Geschäftsführer in einer E-Mail. Der Wagen stand vor dem Hotel und war ausgestattet nach DIN 1789.

„Mit so einem Wagen lasse ich Oma ins Krankenhaus bringen, wenn sie sich das Bein gebrochen hat“, sagt Walter Wagner, Chefarzt am Klinikum Bayreuth. Der Unfallchirurg ist Verbandsarzt des Bundes Deutscher Berufsboxer, an neun Abenden stand er dieses Jahr am Ring.

Wagner hat sich die Videos angesehen, und er sagt: „Man hätte bei Mengis einen Schmerzreiz setzen sollen. Man hätte ihm die Brustwarzen umdrehen können.“ Wer darauf nicht reagiert, ist tief bewusstlos. Wagner meint, so wie Mengis auf dem Boden gelegen habe, hätte der Ringarzt eine Narkose einleiten, intubieren und Mengis künstlich beatmen müssen. Wenn das Gehirn nicht genügend Sauerstoff bekommt, nimmt es nach drei Minuten Schaden.

„Intubieren kann aber nicht jeder“, sagt Wagner. Dafür benötige man im Notfall Erfahrung in der Anästhesie oder Chirurgie.

Ulfhard Manthei war der falsche Ringarzt zur falschen Zeit am falschen Ort; vorwerfen kann man ihm das nicht.

Bei der Siegerehrung, keine fünf Minuten nach dem Niederschlag, hielt sich Stefan Worth einen Finger vor den Mund, niemand sollte ihm applaudieren. Der Ringsprecher sagte: „Das Urteil lautet: K.o.“

Etwa 20 Minuten nach dem Knock-out traf der Notarzt ein und kümmerte sich um Mengis. Noch einmal 20 Minuten später war er auf dem Weg ins Krankenhaus.

Robert Rolle brachte zuerst seine Kinder nach Hause. Er ging zu dem Zeitpunkt noch davon aus, dass ihn Mengis anlächeln würde, wenn er später in die Klinik käme.

Mengis lächelte ihn nicht an. Er lag auf der Intensivstation.

Bei Treffern am Kopf wird der Schädel zurückgeschleudert, und weil sich zwischen Schädeldecke und Gehirn noch Flüssigkeit befindet, schlägt das Gehirn mit leichter Verzögerung gegen den Knochen. Es kann passieren, dass Blutgefäße reißen.

Die Ärzte im Virchow-Klinikum stellten bei Mengis ein Hämatom auf der linken Schädelseite fest: Der Bluterguss drückte Teile des Gehirns um einen Zentimeter nach rechts. So steht es in der Krankenakte. Das MRT legte auch den Verdacht auf eine hypoxische Enzephalopathie nahe, einen Hirnschaden durch Sauerstoffmangel.

Am übernächsten Morgen öffnete ein Chirurg den Schädel, er schuf Platz für die Schwellung und entfernte das Hämatom. Damit das Gehirn Ruhe finden konnte, versetzte man Mengis ins künstliche Koma.

Rolle besorgte sich die Telefonnummer der Familie Mengis, zu der Alexander den Kontakt abgebrochen hatte. Rolle rief an, die Eltern und die beiden Schwestern kamen nach Berlin, wo sie ins Hotel Moa zogen, ausgerechnet. Rolle besuchte Mengis

jeden Tag im Krankenhaus, er brachte Fotos von seinen Kindern mit, redete mit ihm, hielt seine Hand.

Mengis lag im Krankenbett, angeschlossen an Maschinen, er wurde künstlich ernährt. „Alexander bewegte sich gar nicht“, sagt Rolle, dann bricht ihm die Stimme weg. Er schickt seine Mutter aus dem Wohnzimmer, in seinen Augen stehen Tränen.

„Die Familie war glücklich, wenn Alex gezuckt hat“, sagt er. „Aber das ist wie bei der ‚Mona Lisa‘: Wenn man sich die lange genug anschaut, denkt man auch, sie bewege sich. Da war nichts.“

Die Ärzte schrieben am 7. Juni 2013: „Patient mit apallischem Syndrom“. Wachkoma. Rolle machte sich Gedanken, was er auf der Beerdigung sagen würde, und ging zum ersten Mal seit 25 Jahren wieder in die Kirche. Rolle sagt, die Angehörigen hätten ihm dann von einem Tag auf den anderen verboten, Mengis zu sehen. Er wisse bis heute nicht, warum. Er vermutet, dass sie ihm in ihrer Ohnmacht die Schuld an allem geben. Rolle sagt, niemand habe mit ihm sprechen wollen, er habe keine Informationen mehr bekommen, bei den Arztgesprächen sei er unerwünscht gewesen, man habe ihn noch nicht mal begrüßt.

„Ich weiß nicht, wann Alex die Klinik verlassen hat. Ich weiß nicht, wo man ihn hingebracht hat. Ich weiß nicht mal, ob er überhaupt noch lebt.“ Er versinkt im Sessel, ein Haufen Elend in Jogginghose. Rolle sagt, er habe noch ein paarmal versucht, Kontakt zur Familie herzustellen; vergebens. Er hat im Internet nach Nachrichten gesucht, aber nichts gefunden.

Rolle grübelt und grübelt wieder. Hätte er Mengis retten können? Wie soll er sich verhalten, wenn er wieder als Trainer am Ring steht? Aufgeben, sobald es eng wird? „Wenn ich das Handtuch werfe, denken die Leute: Der Rolle hat eine Klatsche.“ Er wünscht sich, dass er das Rad zurückdrehen könnte, aber es läuft vorwärts.

Auf den linken Unterarm hat Rolle sich eine Herzschlaglinie tätowieren lassen. Die erste Amplitude ist ein stilisiertes A. Für Alexander. „Es soll mich daran erinnern, wie wertvoll das Leben ist.“

Die Kurze Rippe ist ein Boxklub im Kölner Mauritius-Viertel, ein enges Gym, in dem es nach Schweiß riecht. Neun Sandsäcke hängen von der Decke, hinten in der Ecke steht der Boxring, an den Wänden kleben Poster von Mike Tyson. Neun Wochen hat Stefan Worth sich hier auf den Kampf gegen Mengis vorbereitet.

Jetzt steht er vor seinem Spind, rotwangig und mit wachen Augen. Seit dem 23. Mai 2013, als er Alexander Mengis in der achten Runde niederschlug, hat er nicht mehr geboxt. Hirnblutung, Not-OP – das ist sein Stand. Er hat Robert Rolle angerufen, aber der hat auch nicht mehr erzählt. Worth sagt: „Stell dir vor, so was geschieht dir. Hor-



Gegner Worth: „Stell dir vor, so was geschieht dir – Horror“

ror. Und ich habe jemanden in diese Situation gebracht.“ Er spricht tonlos, mutlos. Worth weiß, dass es sinnlos ist, sich Vorwürfe zu machen. „Ich habe mir nie gesagt: Ich bin schuld. Doch ich mache mir jeden Tag Gedanken darüber, was mit ihm los ist.“

Wenn er sich heute an den Kampf erinnert, kommen ihm manche Dinge seltsam vor. „Mengis wirkte auf mich wie besessen. Er hat heftige Dinger kassiert, aber weiter Gas gegeben. Er hat mich angeschaut, als hätte er Tollwut.“ Worth sagt, er selbst sei kurz davor gewesen, k. o. zu gehen.

Er wundert sich darüber, dass Mengis Beine hatte wie Streichhölzer und einen Oberkörper wie ein Fass. „Das passt doch nicht zusammen. Wie hat er das gemacht?“ Am Tag vor dem Kampf hätte ein Arzt beide Kämpfer untersuchen müssen, Blutdruck und Puls messen, Blick in die Augen, Blick in den Rachen. Warum ist das nicht geschehen? „Vielleicht hätte man etwas bemerkt. Vielleicht hätte ihn das gerettet.“

Stefan Worth weiß nicht, ob er je wieder in den Ring steigen wird. Ist es das Risiko wert? Je mehr er darüber nachdenkt, desto klarer wird ihm, dass Boxen heuchlerisch ist. „Die Veranstalter sind nicht immer gerade. Der sportliche Gedanke geht flöten. Die Manager verkaufen dich.“ Nur auf vier oder fünf seiner Kämpfe ist er stolz.

Worth arbeitet inzwischen als Personal Trainer. Er hat sich in ein Sportstudio eingemietet und gibt Training in der Kurzen Rippe. Er würde Mengis gern besuchen, hat aber keine Ahnung, wo. Andererseits fürchtet er sich auch vor einer Begegnung. „Ich weiß nicht, wie stark mich das belasten würde: wenn er vor mir im Rollstuhl säße und sich nicht bewegen könnte.“

Nicht nur Stefan Worth stellt sich Fragen, auch der Ringrichter tut es. An einem Nachmittag im Oktober, 17 Monate nach dem Kampf, sitzt Mickey Vann in seinem Haus in Leeds, im Norden Englands, und denkt nach: „Hätte ich abbrechen müssen? Oder etwas anders machen sollen?“

Er schweigt. Und sagt dann: „Nein, hätte ich nicht. Der Kampf war hart, aber auf

mich wirkte Mengis noch fit. Er hätte doch gewinnen können!“

Zwei Punktrichter hatten unentschieden gewertet bis zum Niederschlag, beim dritten Punktrichter lag Mengis vorn, 67:66.

Vann ist ein Mann mit tiefen Stirnfalten und drahtigem Körper, er wird im Dezember 71 Jahre alt. Er hat 177 Weltmeisterschaften geleitet, und sein Stil hat ihn berühmt gemacht: Flink und elegant wie ein Tänzer gleitet er um die Boxer herum.

Mickey Vann ist alte Schule. Er meint, dass die Kämpfer heute nicht mehr so zäh seien wie in den Siebzigern. „Die zwei wichtigsten Dinge, die ein Boxer braucht: ein ordentliches Paar Eier und reichlich Herz. Das haben aber nicht mehr viele.“

An Alexander Mengis kann er sich noch gut erinnern. Weil es das erste Mal war, dass bei einem seiner Kämpfe ein Boxer ins Krankenhaus musste. Als der Rettungswagen losfuhr, stand Vann auf der Straße; er brauchte frische Luft. „Es war ein Schlag aus dem Nichts. Unvorhersehbar.“ Sein Gewissen ist rein.

In den Tagen danach wollte er herausfinden, wie es Mengis geht; er schrieb eine E-Mail an Robert Rolle, erfuhr aber so gut wie nichts. Mickey Vann glaubt, dass Mengis wieder auf den Beinen steht. „Oder nicht?“ Er fragt in der trügerischen Hoffnung, dass es so schlimm nicht gewesen sein werde.

78 Tage nach dem Niederschlag wurde Alexander Mengis nach Spandau verlegt. Zu diesem Zeitpunkt war er spastisch gelähmt an beiden Armen und Beinen, und er befand sich im Minimalen Bewusstseinszustand, der dem Wachkoma ähnelt. In seinem Schädel fehlte immer noch die Platte. Die neue Klinik verfügt über ein neurologisches Reha-Zentrum und ein Zentrum für Schwerkopf-Schädel-Hirn-Verletzte. Dann verliert sich seine Spur.

Anruf bei Ulfhard Manthei, dem Ringarzt. Das erste Gespräch dauert nur Sekunden. Ein Treffen lehnt er ab. „Ich habe keinen Bedarf, über diese Sache zu reden“, sagt er. „Mir ist da etwas ins Haus geflattert. Ein Brief vom Anwalt.“

Beim nächsten Telefonat erzählt Manthei, der Anwalt der Familie Mengis habe ihn um eine Sachstandsankunft gebeten. „Dieser Aufforderung bin ich nachgekommen, natürlich. Mehr sage ich nicht.“

Anruf bei Jörg Milcke, dem Präsidenten der German Boxing Association. Er ist Chef einer Gebäudereinigung in Berlin. Das Büro der GBA befindet sich bei ihm zu Hause im Keller, ein Raum mit Tisch und Computer, Aktenordner. Die Bitte, seine Sicht der Dinge darzulegen, weist er ab.

„Das Thema ist zu heiß“, sagt er. „Die Familie will herausfinden, ob etwas schiefgelaufen ist. Ihr Anwalt hat dem Verband geschrieben, dem Notarzt, den Krankenhäusern, allen.“ Er verweist auf die Kampfverträge der GBA, dann legt er auf.

In Paragraf zwei des Muster-Kampfvertrages heißt es: „Der unterzeichnende Boxer kämpft auf eigene Gefahr und ist verpflichtet, unter den im Vertrag angegebenen Bedingungen zu kämpfen.“

Einfach ausgedrückt: Falls etwas passiert – selber schuld.

Für den Anwalt der Familie Mengis könnte ein Tag 48 Stunden haben: Heiko Striegel führt eine Kanzlei in Bietigheim-Bissingen, er ist stellvertretender ärztlicher Direktor an der Universitätsklinik Tübingen und auch noch Mannschaftsarzt des VfB Stuttgart. Ein Mann mit langem Atem, Marathonläufer. Seine Recherchen im Fall Mengis sind fast abgeschlossen.

„Wir werden versuchen, die Personen in Regress zu nehmen, von denen wir denken, dass sie möglicherweise Fehler gemacht haben“, sagt er. „Wir reden nicht von 5000 Euro Schadenersatz, sondern von ganz anderen Summen.“

Die Eltern und Schwestern von Alexander Mengis wollen sich nicht äußern, Striegel spricht für sie, und er antwortet knapp: „Die Familie möchte gemeinsam mit dem Sohn, mit dem Bruder ihre Ruhe haben.“

Wie geht es Alexander Mengis?

„Den Umständen entsprechend, um im Michael-Schumacher-Jargon zu reden. Er ist gut aufgehoben, man kümmert sich gut um ihn.“

Ist er kontaktfähig?

„Dazu sage ich nichts.“

Ein Mensch, der nur noch minimales Bewusstsein besitzt, kann gelegentlich auf Ansprache reagieren, kann lachen oder weinen. So ein Mensch ist ein Pflegefall.

Stefan Worth hat für den Kampf 600 Euro bekommen, so hoch war seine Börse. 500 Euro gab es noch am Abend bar auf die Hand, der Rest ging auf sein Konto. Alexander Mengis hätte im Fall eines Sieges nichts verdient. Seine Börse: null Euro.



Video:
Der Kampf

spiegel.de/sp482014boxer
oder in der App DER SPIEGEL